Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(4. Fortsetzung.)

Da trat der Arzt in das Zimmer; er erschien Konrad wie ein vom Himmel Gesandter. Er untersuchte die Wunde auf Barbara's Stirn und sein Gesicht wurde noch ernster. Schweigend stand Konrad daneben, sein Auge ruhte auf den Zügen des Doktors, um aus ihnen zu lesen; er hatte nicht den Muth, um nach Barbara's Zustand zu fragen, als Werneck jedoch bedenklich den Kopf schüttelte, vermochte er sich nicht länger zu beherrschen. „Herr Doktor, ist Gefahr vorhanden?" fragte er mit bebender Stimme.

„Die Verletzung ist nicht leicht, die Kranke bedarf der größten Ruhe und Pflege", gab Werneck zur Antwort.

„Das Leben meiner Schwester ist doch nicht bedroht?" fragte Konrad weiter.

„Ich hoffe nicht", erwiderte der Doktor halb ausweichend.

Konrad blickte ihn starr an; jeder Blutstropfen schien aus seinem Gesichte gewichen zu sein. Der Arzt hoffte es nicht, er wagte jedoch die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen.

Werneck errieth, was in dem Innern des Burschen vorging und er fühlte Mitleid mit ihm. „Du brauchst noch nicht besorgt zu sein", sprach er, „nur muß Deine Schwester stets sehr sorgfältig gepflegt werden — sie ist durch den Blutverlust sehr geschwächt."

„Es soll ihr an Pflege nicht fehlen", versetzte Konrad, er war kaum im Stande, die Worte hervorzubringen.

Werneck blickte sich in dem ärmlichen Zimmer um — hier, dies sah er sofort, wohnte die bittere Armuth. „Wer wird Deine Schwester pflegen?" fragte er.

„Ich!" gab Konrad zur Antwort.

„Du?" warf Werneck erstaunt ein; „hat Deine Schwester keine Verwandte, keine Freundin?"

„Nein, ich werde sie pflegen, wie ich es bereits gethan habe, als sie krank war; wer arm ist, hat keine Freunde!"

Werneck's Auge ruhte auf dem Burschen, seine Worte fielen ihm auf, da sie über sein Alter hinaus gingen, aus seinen Augen sprach ein fester, entschiedener Charakter. „Mußt Du am Tage nicht arbeiten?" fragte er.

„Ja, ich werde es jedoch nicht thun, so lange meine Schwester in Gefahr ist."

„Und wovon lebt Ihr dann?"

Konrad's Auge senkte sich. „Ich weiß es noch nicht", antwortete er, „ich hoffe, daß meine Schwester bald wieder genesen wird."

„Erhaltet Ihr keine Unterstützung?"

„Nein."

Der Diener des Fräulein von Hanstein trat in diesem Augenblick in das Zimmer, er sah Barbara daliegen; ohne jedoch auf sie Rücksicht zu nehmen, sprach er mit lauter Stimme, indem er Konrad eine Geldrolle reichte: „Hier, dies schickt Dir meine Herrin!"

Konrad blickte den Eingetretenen groß an, ohne das Dargebotene anzunehmen.

„Nimm", fuhr der Diener fort; „es ist dafür, daß sie Deine Schwester umgeritten hat; sie scheint bei guter Laune zu sein, denn für so viel Geld würde ich mich auch vom Pferde niederwerfen lassen!"

Konrad's Auge zuckte, seine Zähne nagten auf der Unterlippe; waren die Gesundheit und das Leben seiner Schwester vielleicht mit Geld zu bezahlen? —

„Ich nehme kein Geld!" erwiderte er trotzig.

Die Diener blickte ihn erstaunt an; er begriff nicht, wie Jemand sich weigern konnte, Geld anzunehmen und dazu eine solche Summe.

„Du willst es nicht?" fragte er.

„Nein!" entgegnete Konrad bestimmt; „von Ihrer Herrin nehme ich nichts, die Gesundheit meiner Schwester ist nicht für Geld feil! Sie glaubt mit diesem Gelde jede Verantwortung von sich abgewälzt zu haben! Sagen Sie ihr, der Himmel möge verhüten, daß das Leben meiner Schwester gefährdet werde, denn sonst — sonst würde ich es von ihr zurückfordern!" — —

„Der Bursche wagt zu drohen!" rief der Diener, zum Arzt gewendet; „er weist die Güte meiner Herrin zurück!"

„Güte!" wiederholte Konrad, der sich noch kaum zu beherrschen im Stande war. Der Anblick des Dieners, der ihn an jenem Tage mit mißhandelt hatte, drohte den letzten Rest seiner Fassung zu vernichten; „ich kenne diese Güte!" schrie er auf, „und nun fort aus diesem Hause, sonst — sonst —!"

Er beendete seine drohenden Worte nicht.

Der Diener blieb ruhig stehen.

Mit Staunen hatte Dr. Werneck Alles gehört, ohne Konrad zu begreifen; wohl war der Diener in rücksichtsloser Weise aufgetreten, Konrad's Erbitterung gegen das Fräulein ging indessen zu weit, da das Unglück ohne ihren Willen herbeigeführt war. „Nimm das Geld", sprach er beruhigend zu Konrad; „es ist die beste Hülfe, welche Fräulein von Hanstein Dir vorläufig gewähren kann!"

„Ich will ihre Hülfe nicht!" rief Konrad heftig; „entfernen Sie sich, Sie haben hier nichts mehr zu suchen!" wandte er sich an den Diener.

Dieser zuckte mit der Achsel, steckte das Geld ein und sprach zu Werneck, indem er das Zimmer verließ: „Wundern Sie sich nicht, mein Herr; ich kenne die Frechheit dieses Burschen bereits."

Konrad schien diese Worte nicht gehört zu haben, denn vor sich hinstarrend, stand er regungslos da. Werneck's Auge ruhte auf ihm, noch immer begriff er nicht, warum der Bursche so handelte, denn auch er wußte, daß die Armuth sonst eine Gabe nicht verschmäht und in diese arme Hütte war die Noth bereits mehr als einmal eingekehrt.

„Weshalb hast Du das Geld nicht genommen?" fragte er.

Konrad antwortete nicht.

„Das Fräulein hat es gut gemeint", fuhr Werneck fort; „sie kann das Unglück nicht ungeschehen machen, was soll sie mehr thun, als dasselbe erleichtern? Du hast Unrecht gethan, es können Wochen vergehen, ehe Deine Schwester wieder hergestellt wird — eine Unterstüung wird Euch Noth thun!"

Noch immer schwieg Konrad. „Ich konnte das Geld nicht nehmen!" sprach er endlich; die Worte kamen aus einer schwer bedrängten Brust.

„Weshalb nicht?" fragte Werneck; „trifft das Fräulein etwa eine Schuld, daß das Pferd durchgegangen?"

Konrad schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Das nicht", entgegnete er; „ich weiß jedoch, daß sie kein Mitleid kennt — ich selbst habe es erfahren."

Des Doktors ruhiges und ernstes Wesen flößte ihm Vertrauen ein; er kannte ihn bereits seit Jahren und wußte, daß er dem Armen ebenso gewissenhaft seine Hülfe zu Theil werden ließ, wie dem Reichen. Er erzählte ihm deshalb Alles, was sich mit ihm während der letzten Zeit zugetragen; er schilderte Alles vollständig wahrheitsgetreu. Als er geendet hatte, zitterte seine Stimme; in sein Auge war eine Thräne getreten.

Jetzt begriff Werneck den Burschen; es war ein Gefühl des Rechtes und des verletzten Stolzes, welches in der Brust des Armen wohnte und durch die bitterste Noth nicht vernichtet war. Das Elend stand wieder vor der Thür des ärmlichen Hauses und doch hatte er das Geld zurückgewiesen. Er mochte Konrad nicht sagen, daß er recht gehandelt habe, um den Groll in seiner Brust nicht noch mehr anzufachen. „Meine Hülfe wirst Du nicht zurückweisen", sprach er, indem er ihm schnell entschlossen seine Börse reichte.

Zögernd, fragend blickte Konrad ihn an.

„Du kannst es nehmen", fuhr Werneck fort; „ich habe Dir kein Leid zugefügt und Deine Schwester bedarf der Hülfe; hier nimm!"

Konrad nahm es; er erfaßte des Arztes Hand, vermochte jedoch nur die Worte: „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Doktor!" hervorzubringen.

„Nun, achte auf Deine Schwester", sprach der Arzt; „halte ihren Kopf mit nassen Tüchern kühl, und wenn sie während der Nacht phantasirt, wenn ihr Auge Dich anblickt, ohne Dich zu erkennen, laß den Muth nicht sinken, denn es ist das Wundfieber, welches sich einstellen wird; morgen komme ich wieder."

Er verließ das Haus, vor dessen Thür sein Pferd angebunden stand; den Zügel ergreifend, zog er es langsam nach sich und schritt um das Dorf herum, dem Gute zu. Seine Gedanken waren in der ärmlichen Hütte zurückgeblieben; vor sich sah er die bleiche, junge, hübsche Frau und den festen, trotzigen Blick des Burschen, dessen Ehrgefühl sich aufgebäumt, weil er geschlagen worden. Konrad interessirte ihn, er fand in dem Burschen eine Festigkeit und Charakterstärke, die vielleicht zu Tüchtigem berufen waren, wenn sie auf die rechte Bahn gelenkt und in den rechten Schranken gehalten wurden.

Er stand still und blickte sich um. So einsam und verlassen lag das ärmliche Haus an dem Abhange da, als ob es aus dem Dorfe ausgestoßen wäre. Und vor ihm schimmerte das große Herrenhaus, auf dessen Dache die vergoldete Wetterfahne sich im Winde drehte.

Eine Jugenderinnerung tauchte in ihm auf; seit Jahren hatte er nicht daran gedacht, und nun stand sie mit einem Male vor ihm so klar und deutlich, als ob erst wenige Monate seitdem entschwunden wären. Trat aus derselben nicht auch ein großes, stolzes Herrenhaus vor ihn hin, mit Thürmen auf beiden Flügeln, mit hohen Linden zur Seite? Unwillkürlich zogen seine Brauen sich etwas zusammen und sein Gesicht erschien noch ernster. Hatte er nicht auch in seiner Jugend Armuth und Sorge kennen gelernt?

Früh hatte er seinen Vater, der Prediger in einem Dorfe war, verloren, und seine Mutter war mit ihm und seiner Schwester auf dem Lande wohnen geblieben, da der geringe Wittwengehalt nicht ausreichte, um in der Stadt zu wohnen. Vor seinem Geiste stand die ärmliche kleine Wohnung seiner Mutter, die niedrige Stube, in der er arbeitete und von deren Fenster er das stolze Herrenhaus sehen konnte, welches zum Gute des reichen Freiherrn v. Esch gehörte.

Wie oft hatte er hinüber geblickt und sich nur einen geringen Theil von dem Reichthume des Freiherrn gewünscht, um seiner Mutter eine Erleichterung zu schaffen; der stolze Herr bekümmerte sich jedoch um die Wittwe, welche sich für ihre Kinder abmühte und selbst oft hungernd sich schlafen legte, nicht.

Und auch die Gestalt Heino's, des Sohnes des Freiherrn, tauchte in seiner Erinnerung auf. Derselbe war nur wenige Jahre älter, als er, und als sie noch kleiner waren, hatten sie sich oft gemeinsam herumgetummelt; damals spielten sie nicht mehr zusammen, denn Heino ritt schon stolz durch das Dorf hin, während er still in der Laube des kleinen Gartens, welcher zu der Wohnung seiner Mutter gehörte, saß und arbeitete.

Der Prediger des nächsten Dorfes, der mit seinem Vater befreundet gewesen war, gab ihm Unterricht; er nahm kein Geld dafür, und nun lernte er um so fleißiger, um ihm dadurch Freude zu machen. Schon damals stand der Entschluß in ihm fest, sich durch alle Hindernisse emporzuringen, um seiner Mutter die Sorgen vergelten zu können, und auch um Heino, der mit Nichachtung auf ihn herabblickte und über seine dürftigere Kleidung lächelte, dreist entgegentreten zu dürfen.

Wie dieser Hochmuth des Knaben ihn kränkte! Es war ihm, als ob dadurch ein Vorwurf auf seinen Vater und seine Mutter geworfen werde, weil sie nicht reich waren! —

Eines Sonntags stand er vor der Thür; er trug zum ersten Male einen Anzug, welcher aus einem Rocke seines verstorbenen Vaters gemacht war, seine Mutter hatte ihn selbst angefertigt. Er wußte nicht mehr, ob derselbe irgendwie auffallend war, sondern erinnerte sich nur noch, daß ihn ein Gefühl freudigen Selbstbewußtseins erfüllte. Da kam Heino die Straße herab. Während er dem stolzen Sohne des Freiherrn sonst auswich, blieb er ruhig stehen, er trug ja jetzt auch einen neuen Anzug.

Lachend blieb Heino vor ihm stehen. „Kannst Du mir nicht den Schneider nennen, der Dir diesen Rock gemacht hat?" fragte er spottend.

Das Blut schoß ihm in die Wangen; er glaubte, es habe ihm nie ein Rock so gut und warm gesessen, als der von seiner Mutter angefertigte; er preßte die Lippen auf einander und schwieg.

„Nenne ihn mir doch!" fuhr Heino, den ein großer Hühnerhund begleitete, durch das Schweigen noch muthiger gemacht, fort. „Du siehst köstlich darin aus und ich möchte meinem Hunde eben solchen Anzug machen lassen. Diana, Du würdest noch herrlicher darin aussehen", fügte er zu dem Hunde sich wendend hinzu.

Alles Blut strömte bei diesen Worten in seine Brust; er war nicht im Stande, sich zu beherrschen, denn seine Mutter glaubte er beschimpft; schnell sprang er auf Heino zu und versetzte ihm einen derben Schlag in das Gesicht.

Heulend lief der Geschlagene zum Gute, zu seinem Vater; der stolze Freiherr verlangte eine ernste Züchtigung, seine Mutter widersetzte sich derselben, sie begriff, was ihn dazu getrieben.

Dieses Vorfalls aus seiner Knabenzeit gedachte er; er hatte Heino nie wieder gesehen, denn seine Mutter war bald darauf zur Stadt gezogen, damit er das Gymnasium besuchen konnte. Ein anderes Leben, andere Bilder hatten den einstigen Spielgefährten aus seiner Erinnerung verdrängt; er hatte gearbeitet, um sich emporzuringen, hatte als Student Unterricht ertheilt, um die Mittel für sein Studium zu gewinnen, er hatte erreicht, was er einst gewünscht, geachtet, selbstständig stand er da, seine Mutter lebte bei ihm und er konnte jede Sorge von ihr abwenden, er brauchte sich nicht mehr zu scheuen, Heino von Esch, der das Gut seines Vaters übernommen hatte, gegenüberzutreten.

Was war es, was diese Erinnerung an seine Knabenzeit in ihm wach rief? War es allein der Anblick des Herrenhauses, oder war es der Nachklang des Eindrucks, den er aus dem ärmlichen kleinen Hause mit sich genommen hatte? — Auch in ihm hatte einst ein Gefühl des Stolzes und des Trotzes wie in Konrad's Brust gewohnt; auch er würde in gleicher Lage das Geld Eva's nicht angenommen haben; es wiederholte sich jetzt wie damals das alte Lied: der Hochmuth und die Härte des Reichthums gegenüber der Armuth!

War es möglich, daß Eva gegen den armen Knaben so hart hatte sein können? Sie war so schön! Wenn auch Stolz aus ihren Augen leuchtete, so lag doch in ihrem Gesicht auch ein weiblicher Zug; er konnte aber an der Wahrheit nicht zweifeln, denn der Groll, der sich so tief in Konrad's Brust eingewurzelt hatte, vermochte sich nicht auf eine Lüge zu gründen.

Er schritt weiter, dem Herrenhause zu; seine Gedanken blieben halb träumend bei der jungen Besitzerin desselben und suchten nach Gründen, um die Härte derselben zu entschuldigen. Es war ihm, als ob er sich mit allen Kräften dagegen sträuben müsse, daß ihm nicht das Ideal der Weiblichkeit, welches er sich selbst aufgebaut hatte, entrissen und vernichtet werde. Erst als er auf dem Gute anlangte, raffte er seine Gedanken zusammen und ging schneller; ein Reitknecht nahm ihm das Pferd ab, er selbst ging in das Haus.

Fräulein v. Hanstein schien ihn bereits erwartet zu haben, denn sie kam ihm entgegen und führte ihn in ihr Zimmer, in welchem Arthur und Minna v. Henneberg sich befanden. „Herr Doktor, wie ist der Zustand der Frau?" fragte sie hastig, während ihr Auge auf Werneck's Gesicht ruhte, um aus demselben zu lesen; „mein Diener hat mir gesagt, daß sie regungslos, ohne Bewußtsein dagelegen."

„Die Verletzung ist keine leichte", entgegnete Werneck; „der Blutverlust hat die Frau sehr geschwächt."

„Ist Gefahr für sie vorhanden?" fragte die Edeldame weiter.

„Ich halte den Zustand für bedenklich, indessen hoffe ich, daß sie bei sorgfältiger Pflege genesen wird."

Eva stand ruhig da, nur die Heftigkeit, mit der ihre Finger die Blätter einer Blume zerzupften, verrieth ihre innere Erregung.

Mina v. Henneberg hatte sich erhoben und war näher getreten; mit einem halb unwilligen Ausdruck glitt ihr Blick über ihre Nichte hin. „Herr Doktor, sehen Sie den Zustand der Frau nicht vielleicht etwas zu schwarz an?" fragte sie.

Um Werneck's Mund machte sich ein sarkastischer Zug geltend, er kannte ihren Hochmuth und ihr hartes Herz hinreichend. „Ich glaube nicht", erwiderte er ruhig; „in solchen Fällen giebt unsere Wissenschaft uns zuverlässige Anzeichen an die Hand, und ich fühle mich verpflichtet, Fräulein von Hanstein meine wirkliche Ueberzeugung auszusprechen."

„Ich bin Ihnen dankbar dafür", bemerkte Eva, ohne die Augen aufzuschlagen, mit leiser Stimme.

„Sie haben vielleicht Unrecht daran gethan, Herr Doktor", fuhr Mina mit ihrer scharfen Stimme fort, „meine Nichte ist ohnehin durch den Unfall schon sehr erregt; ich vermag sie nicht zu begreifen. War es ihre Schuld, daß das Pferd durchging, und daß die Frau sich in dem Hohlwege befand; was hatte sie dort zu suchen?"

Werneck schwieg; unwillig wandte er sich halb ab.

„Bitte, liebe Tante", warf Eva beruhigend ein.

Dem alten Fräulein war des Doktors unwilliger Blick nicht entgangen, er erbitterte sie noch mehr; lag nicht eine Anmaßung des bürgerlichen Mannes darin?

„Ich stütze mich auf meine längere und reifere Erfahrung", sprach sie; „Du schenkst solchen Leuten eine viel zu große Theilnahme, das verwöhnt sie und macht sie frech, das bringt sie dahin, sich uns zur Seite zu stellen und dieselben Rechte, welche uns zukommen, zu verlangen!"

Eva zupfte wieder heftiger an den Blättern eines Blumenstockes, welcher neben ihr auf dem Blumentische stand; sie schwieg.

Werneck vermochte den Unwillen, der ihn erfaßt hatte, kaum noch zu verbergen. „Fräulein von Henneberg, es giebt menschliche Rechte, unter denen der Stand keinen Unterschied macht!" sprach er ruhig.

Das alte Fräulein richtete ihre dürre Gestalt noch länger empor, ein halb erstaunter, halb strafender Blick ihres Auges traf den ihr widersprechenden Doktor. „Herr Doktor! wenn man aus Ihrem Munde solche Aeußerungen hört, dann darf man sich freilich nicht mehr wundern, wenn das Volk immer anmaßender wird!" rief sie heftig.

Werneck wollte antworten, ein bittender Blick Eva's traf ihn.

„Liebe Tante, wir kommen auf ein fremdes und nicht angenehmes Gebiet", sprach sie mahnend. Sie kannte die Schroffheit ihrer Tante in diesem Punkte und wußte, daß, wenn er berührt wurde, es für sie weder eine Ueberzeugung noch eine Versöhnung gab.

Das alte Fräulein war bereits zu erregt, um schweigen zu können. „Treten nicht täglich die Beweise für meine Worte an Dich heran?" rief sie; „hast Du nicht erst heute die Frechheit und Dreistigkeit des Volkes erfahren? Die Bettler sind bereits zu stolz, eine Gabe anzunehmen und stoßen die Hand, welche ihnen helfen will, zurück!"

Eine leichte Röthe flog über Eva's Wangen hin, beschämend klangen diese Worte in Werneck's Gegenwart; war sie nicht die Herrin in diesem Hause?

„Ich bitte Dich, darüber zu schweigen!" entgegnete sie; „ich habe außerdem mit dem Herrn Doktor noch zu sprechen und Du würdest mich verbinden —"

Sie beendete ihre in sichtlicher Erregung gesprochenen Worte nicht, dennoch hatte Mina sie verstanden; sie wünschte, daß sie das Zimmer verlassen möge, — sie schien Werneck's Ansicht dadurch in Schutz zu nehmen, ihre nächste Verwandte stieß sie zurück! Das alte Fräulein war auf das Empfindlichste verletzt; sie glaubte keine größere Demüthigung in der Gegenwart eines bürgerlichen Mannes erfahren zu können; ihre Lippen zuckten, ihre Augen schlossen sich halb, sie wollte heftig antworten, allein ihrer Brust mangelte der Athem. Mit stolzem Blicke wandte sie sich ab und schritt der Thür zu. Zu heftig war indessen der Sturm in ihrer Brust, er drohte sie zu ersticken; sie erreichte die Thür nicht, denn halb ohnmächtig sank sie in den Sessel nieder.

Erschreckt sprang Eva hinzu; eine solche Wirkung ihrer Worte hatte sie nicht erwartet und noch weniger beabsichtigt. Die alte Dame hatte die Augen geschlossen und athmete mühsam. „Tante, Tante!" rief Eva.

Die Gerufene blickte nicht auf, nur ihre Hand machte eine erschöpfte, leise abwehrende Bewegung.

Auch Werneck war hinzu getreten und erfaßte den Puls der scheinbar Ohnmächtigen.

„Bitte, verordnen Sie meiner Tante etwas Beruhigendes!" rief Eva, welche sich wirklich ängstigte.

Wieder zuckte um Werneck's Mund ein halb sarkastischer Zug. „Es ist nichts weiter nöthig, als etwas mehr Selbstbeherrschung und vielleicht ein Glas Wasser", sprach er ruhig.

Fräulein von Hanstein hatte bereits die Klingel erfaßt, um Wasser holen zu lassen, da schlug Mina von Henneberg die Augen auf, ihr stechender Blick traf den Doktor. Eva's unterstützende Hand fast unsanft zurückstoßend erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Der Doktor hatte von dieser Minute an keinen erbitterteren Feind als Mina von Henneberg.

(Fortsetzung folgt.)

Zochies Hochzeit.

Mein Nachbar ist ein ehrbarer Schuster, in dessen Haus noch nichts von westländischen Ideen eingedrungen ist, und der sich auch von der Nützlichkeit mancher modernen Einrichtung in keiner Weise überzeugen läßt. Trotzdem sind wir gute Freunde. Wenn ich vorübergehe, wird er nie versäumen, aus seinem stets offen stehenden Laden herauszutreten, mir eine höfliche Verbeugung zu machen und mich nach Befinden, nach Woher und Wohin zu fragen. Morgen wird er nun seine kaum erwachsene Tochter verheirathen, von deren Dasein ich bisher, trotzdem sich sein Familienleben tagsüber stets bei offenen Thüren abspielt, keine Ahnung hatte. Das arme Wurm hat schon seit Jahren ein verborgenes Dasein im hintersten Zimmer des Hauses geführt, während ihre kleinen Geschwister meist in Adams-Kostüm lustig auf der Straße umhertollten.

Die Braut weiß noch nichts vom erwachenden China, nichts davon, daß man für ihre Geschlechtsgenossinnen anfängt, Schulen zu bauen; sie ist noch nach dem alten Stil erzogen worden, in tiefster Unwissenheit und nur in der Hoffnung, daß ihr ihre Eltern, Verwandten und Bekannten einmal eine gute Partie aussuchen werden. Lesen und Schreiben sind ihr gänzlich unbekannte Begriffe; die Zahl der Frauen, die die Schrift ihres Landes beherrschen, ist sehr, sehr klein, und die Geschichte erwähnt die wenigen Frauen, die sich in der Literatur einen Namen gemacht haben, als Phänomene.

Wie war nun der Lebensgang der kleinen Zochie? Bekanntlich ist hierzulande die Geburt einer Tochter ein unerwünschtes Ereigniß, denn sie kann weder den Familiennamen fortpflanzen, noch die vorgeschriebenen Ahnenopfer vollziehen; sie wird niemals die alten Eltern unterstützen können, wenn diese einmal arbeitsunfähig werden; sie ist nur eine Quelle der Ausgaben. Wäre sie im Kindesalter gestorben, so hätte sie ein schlichtes Grab am Rande der Familiengruft draußen vor dem Yunting Mönn erhalten. — Es ist ja nur eine „Tochter"!

Die Kleine wuchs heran die ersten Jahre in fröhlicher Sorglosigkeit. Da hat sie mit anderen Gleichaltrigen beiderlei Geschlechts auf der Straße mit Murmeln und Steinchen gespielt, meist halbnackt, denn die Mädchen sind nur mit einem rothen Brust- und Bauchlatz und Ohrringen bekleidet, während die Knaben im Sommer stets im Adamskostüm umherlaufen, schmutzig wie die kleinen Schweinchen, wie man sie überall, selbst auf den belebtesten Straßen, sieht. Auch der große Schreck ihrer Kinderjahre, die Boxerzeit 1900, ging vorüber. Doch bald war die Zeit der goldenen Freiheit vorüber und sie verschwand ins hinterste verborgene Zimmer des Hauses, aus dem sie nur in seltenen Fällen noch hinaus gelangte, und auch dann nur unter strengster Aufsicht älterer Personen ihres Geschlechts. Eine junge Chinesin auf der Straße wird niemals den Blick von der Erde erheben, andererseits gilt es auch für das andere Geschlecht für höchst unschicklich, die jungen Mädchen anzustarren.

Zochie war nicht wie so viele andere schon als Kind einem anderen Kinde verlobt worden, und als sie gerade 16 Jahre zählte (nach unseren Begriffen 15), begaben sich Eltern und Freunde auf die Suche, um einen geeigneten Freier für sie auszusuchen. Ihre eigene Meinung wurde nicht erfragt, die ist nach der Ueberlieferung auch belanglos. Sie saß zu Hause und stickte und nähte Kleider für die kleinen Geschwister und die eigene Aussteuer, wie sie schon seit Jahren gethan, bis alles fertig daliegt, all die schönen, gestickten Gewänder und die kleinen, winzigen Schuhe, die sie in den Flitterwochen dann den neidischen Blicken der Freundinnen vorführen wird. Sie füttert die Tauben, die allmorgendlich und allabendlich ihre Kreise hoch oben im Aether ziehen, daß die auf die Schwanzfedern gebundenen Pfeifen klingen; ihr ständiger Gefährte ist ihr kleiner, bunter Pekinghund mit dem furchtbaren Namen „Lauchu" (der Tiger), dem meine Fore so gern was am Zeug flicken, wobei er seinem Namen wenig Ehre macht und stets laut heulend auskneift.

Man hat den Auserwählten gefunden. Drüben am Ketteler Peilon, gar nicht sehr weit fort in der Medscha Hutung, wohnt er. Er ist bei der Lu-Han-Bahn angestellt; seine betagten Eltern haben einen kleinen Laden, der Bruder ist Polizist. In seiner neuen Uniform sieht er ganz stattlich aus.

Der Pakt ist geschlossen, ein durchaus kaufmännisches Geschäft, und die rothen Karten sind als Zeugniß der stattgehabten Verlobung zwischen beiden Familien ausgetauscht worden. Er selbst, oder wohl besser seine Eltern haben Geschenke geschickt, darunter ein paar goldene Ohrringe, die etwa dieselbe Bedeutung haben wie unsere Verlobungsringe. Seitdem hat Zochie mit dem bisherigen Leben abgeschlossen; sie gehört nun ihrem Zukünftigen. Unlöslich ist sie an diesen gebunden, denn das chinesische Recht kennt wohl eine Ehescheidung, aber keine Lösung des Verlöbnisses. Das ist für manche ein schreckliches Gesetz. Wenn zwei Kinder verlobt sind und das männliche stirbt, so betrachtet und behandelt man den weiblichen Theil als Wittwe, die niemals eine neue Ehe eingehen kann.

Der Austausch der Geschenke, bei denen oft Baargeld ist, hat manchen flüchtigen Beobachter zu dem Glauben geführt, daß Töchter als eine Art Handelsobjekt angesehen werden. Das ist natürlich eine Uebertreibung; die Chinesen lieben ihre Kinder, aber es kommt vor, daß ein Familienvater in Schulden geräth, und dann wird wohl ein Mädchen verkauft, so wie man es jetzt aus den Hungersnothdistrikt hört. Er verkauft aber schließlich auch seine Frau und vermiethet sich schließlich selbst in Schulsklaverei.

Doch zurück zur kleinen Zochie. Morgen ist ihr großer Tag gekommen, morgen ist ihr Ehrentag. Heute schon steht draußen auf der Straße die prachtvoll gezierte rothe Sänfte, die sie in das Haus der Schwiegereltern bringen wird. Die Schwärmer und Raketen werden dann platzen, die Musik ihre schwermüthigen Weisen erklingen lassen, Zochie wird, hochroth geschminkt und gepudert und festlich geschmückt, von den weiblichen Verwandten und all ihren Freundinnen umgeben sein, nachdem sie sich von den Eltern und dem lieben Heim feierlich an der Ahnentafel verabschiedet hat. Dann nehmen sie die Fremden, die neuen Verwandten in Empfang, und sie trägt von nun an den neuen Namen, den Geschlechtsnamen ihres Bräutigams. Dieser wird ihre Sänfte öffnen und mit ihr zusammen am Ahnenaltar unter einem besonderen Zelt aus Rohmatten opfern, ferner eine ganze Reihe weiterer Zeremonien vollziehen, ehe die Ehe als geschlossen gilt. Erst dann wird ihr das bisher im Zopf lang herabhängende Haar hochgebunden werden, und erst dann ist der Moment gekommen, da sie das erste Mal ihrem Manne unverschleiert gegenübertritt und ins Gesicht sieht. Er wird nicht enttäuscht sein, denn sie gilt als reizend.

Arme kleine Zochie, was wartet deiner? Die Flitterwochen sind bald vorüber, wo du all deine Freundinnen im Staatskleide besuchen und ihnen all deine Kostbarkeiten zeigen konntest. Nun kommen die bitteren Tage. In Ehrfurcht dienen und gehorchen! Gehorchen und dienen! Dem Ehemann, den Angehörigen, besonders aber der Schwiegermutter. Die hat auf der ganzen Welt keinen guten Ruf, besonders aber in China nicht, denn die armen, jungen Frauen sind ihnen recht hilflos in die Hand gegeben, und schon so manche hat der furchtbaren Existenz nicht anders entkommen zu können geglaubt, zumal wenn ihr Kinder versagt geblieben sind, als durch ein freiwilliges Ende am Strick, im Wasser oder durch Opiumgenuß.

Ist erst ein Kind geboren, besonders wenn es ein Junge ist, so bessert sich ihr Loos erheblich; stets bleibt sie aber nur das Mittel zur Erzielung einer möglichst zahlreichen Nachkommenschaft. Erst eine Wittwenschaft — eine Wiederverheirathung ist ausgeschlossen — oder ein weißer Scheitel lassen ihr die Ehrungen zukommen, die ihren makellosen Ruf und Namen vielleicht den fernsten Nachfahren überliefern werden.

Auf diesem Gebiet merkt man noch nichts von Reformen; es wird noch lange, lange Jahrzehnte dauern, bis solche in die breiteren Massen eingedrungen sind. Kein kaiserliches Edikt kann da helfen, ebenso wie sich bei Abschaffung der schrecklichen Sitte der Fußverkrüppelung die ganze Machtlosigkeit kaiserlicher Edikte gegen die Volksüberlieferung gezeigt hat.

Morgen, kleine Zochie, ist noch ein letzter Tag der Freude, dem unzählige und schwere der Arbeit und des Leides folgen werden.

E. v. Salzmann.

2,750,000 Worte umfaßt das Protokoll der Verhandlungen gegen die Standard Oil Co. Fürwahr, „der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun einmal Taten sehn!"